

## Lebenslauf

**Jakob Schneider – Rhyner**  
**17. Juni 1914 – 22. Oktober 2004**

Aufzeichnungen über den ersten Lebensabschnitt, der Jugendzeit von Jakob Schneider, können aus einem Zeitungsartikel aus dem Jahre 1985, den er selbst verfasst hatte, entnommen werden.

---

19. Juli 1985

Jakob Schneider, Elm:

Erinnerungen aus meiner Jugendzeit

Am 17. Juni 1914 erblickte ich auf einem abgelegenen, aber aussichtigen Bauerngehöft, hoch über einer Felswand das Licht der Welt. Meine Eltern waren Oswald und Maria Schneider-Rhyner. Der Hebamme war ich vorwitzigerweise zuvorgekommen. Als sie keuchend ankam, soll ich mit meinem Geschrei schon die Nebenstube erfüllt haben. Da schon ein Bruder da war, wäre ein Mädchen willkommener gewesen - trotzdem hatte man mich mit Freuden aufgenommen. Am Tag soll ich ein problemloses Kind gewesen sein, aber in der Nacht raubte ich meiner guten Mutter mit meinem Geheul oft den Schlaf.

Doch mit der Zeit wurde ich ruhiger, aber mit jedem Tag auch rundlicher. Allzurundlich ist an steilen Hängen kein Vorteil. Unsere Mutter musste bei den Arbeiten in Feld und Wald dem Vater öfters zur Seite stehen, dies besonders im Sommer bei Sonnenschein. Bei diesen Arbeiten blieb den Eltern nichts anderes übrig, als uns zwei Buben mitzunehmen. So geschah es einmal, dass der Vater mähte und die Mutter das duftende Gras aufschüttelte, damit es an der Sonne trocknete. Meinen Bruder und mich bettete man an der steilen Halde hinter einen grossen Grashaufen, an einen vermeintlich sicheren Ort zum Schlafen hin. Da plötzlich, eingellender Schrei und ein blitzschnelles Abwärtsrennen. Im letzten Moment konnte meine Mutter die Heugabel als Auffanggerät unter meine immer schneller werdende Wenigkeit in die Erde stecken. Mit dieser schnellen Reaktion hatte sie mein Leben gerettet - wäre ich sonst doch unweigerlich über die fünfzig Meter unter uns gähnende Felswand zu Tode gestürzt. Mein Bruder war damals zwei Jahre und ich ein Jahr alt. Wenn ich diese Begebenheit schildere, werden manche Leute unsere Eltern als unverantwortlich hinstellen, doch es blieb ihnen ja nichts anderes übrig. Dieses Ereignis erzählte mir unsere Mutter erst in späteren Jahren, als wir bei den anfallenden Arbeiten schon wacker mithelfen konnten.

Die Jahre flossen dahin. Es kam der Tag, als mein Bruder den einstündigen Weg in die Schule zurücklegen musste. Meine Gespiele waren von da an die Katzen und all die Haustiere, die zu einem Bauernhof gehören, wie Zicklein, Lämmer usw., mit denen ich Zwiegespräche führte: Früh hatte ich auch ein Auge für alles was da kreucht und fleucht, wie emsige Ameisen, bunte Käfer und Schnecken. Letztere hob ich jeweils behutsam aus dem Weg, so dass sie niemand zertrampeln konnte. Auch Blumen waren meine Lieblinge. Ich legte mich oft ins Gras und schaute dabei den vorüberziehenden, gigantischen Wolkengebilden nach. Oh wie schön musste das sein, mit diesen fliegen zu können! Meine Wundernase hätte gerne gewusst, wie es hinter den Bergen aussehen könnte. Schlimmer war es im Winter, wenn es stöberte und schneite, da schaute ich oft den quicklebendigen Vöglein im Futterhäuschen zu. Die

Spielsachen mussten wir nach eigener Phantasie anfertigen. Als Rohstoff benutzten wir bunte Stoffresten, die wir der Mutter abbettelten und mit denen wir ein Holzschneit als Puppe einkleideten.

Ein besonderes Ereignis war für uns die Ankunft des langersehnten Schwesterleins. Ich war gerade sieben Jahre alt. , Damit hatten mein Bruder und ich eine neue Aufgabe, die darin bestand, die Wiege mit dem kostbaren Inhalt in Bewegung zu setzen, bis das Sandmännchen kam. Jetzt musste auch ich die Hosen an der Schulbank abwetzen. Da wir damals nur Halbtagsschule hatten, mussten wir öfters abwechslungsweise Hüterdienste leisten. Unsere Schwester musste einen guten Schutzengel gehabt haben, denn unsere Aufsicht liess manchmal zu wünschen übrig. Wenn wir nebenan am Bächlein Lehmburgen bauten, vergassen wir unsere Pflicht. So hatten wir Glück, dass nie etwas passierte.

Ein besonderes Ereignis war jeweils für uns, wenn an einem schönen Wintertag die Base Rosina auftauchte. Sie war ein kleines, rundliches Fraueili aus dem Dorf, mit quicklebendigen und lustigen Äuglein. Dieses Fraueili hatte grosses Geschick im Anfertigen von Buben- und Männerhosen. Bei ihrem Erscheinen holte unsere Mutter jeweils aus der Nebenstube einen grossen Ballen währschaftes Bauerntuch, das sie jedes Jahr einem herumziehenden Krämer abkaufte. Er war übrigens der Einzige, der sich in unsere abgelegene Gegend verirrt. Nun aber zurück zu Base Rosina. Hurtig mussten wir unsere Spielsachen vom grossen Schiefertisch in der Stube wegräumen, denn dieser musste nun als Zuschneideatelier dienen. Schon holte die gute Base ihre grosse Schere aus dem Deckelkorb und prüfte mit Daumen und Zeigefinger den Stoff. Da wir Buben aber mit dem Wegräumen unserer sieben Sachen manchmal etwas saumselig waren, wurde die gute Base energisch und zirpte mit der grossen Schere wie eine Heuschrecke. „Wenn ihr jetzt nicht brav seid, lasse ich euch die Ohren stehen“! Das brauchte sie nicht zweimal zu sagen. Hurtig war der Tisch aufgeräumt, und die grosse Schere frass sich unbarmherzig durch den dicken Stoff. Als Schnittmuster dienten jeweils die Hosen vom letzten Jahr, das heisst mit nötiger Zugabe je nach Wachstum. Nach unserem Gutachten war das oft etwas reichlich. Wir fanden heraus, dass beinahe beide Beine in, einem Hosenrohr Platz fanden. Aber eben, die neuen Hosen mussten wieder ein Jahr herhalten. Nach beendeter Zuschneiderei machte sich unsere Mutter in der Küche zu schaffen. Sie schob ein Bündeli in den eisernen Stubenofen und braute nebenbei einen heissen Kaffee. Gemütlich setzten wir uns alle an den Küchentisch. Der Vater war inzwischen vom Holzen im Waide heimgekommen. Wir verzehrten mit Heisshunger unsere Butterbrote, während das in Brand gesteckte Bündeli im Ofen knisterte. Oh, wie heimelig war das alles. Wenn es anfang zu dämmern, machte sich Base Rosina wieder auf den Heimweg.

Schnell flossen die Jugendjahre vorbei. Trotz Armut und strenger Arbeit waren sie schön gewesen. Es wäre noch manches aus dieser Zeit zu erzählen. Am Palmsonntag anno 1935 wurde ich konfirmiert. Mein Segensspruch lautete «Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln, er führet mich auf grünen Auen und zu frischem Wasser!» Wie gerne hätte ich nun eine mir zusagende Stelle angetreten, bei der ich mein zeichnerisches Talent hätte auswerten können. Bekanntlich war mir in meinen Jugendjahren kein Fetzen Papier zu gering, um ihn mit meinen Helgen zu verzieren. Dazu musste ein Bleistiftstummel dienen, denn die jeweils auf Weihnachten gewünschten Farbstifte blieben Wunschtraum. Da mein um ein Jahr älterer Bruder daheim auf dem stotzigen Bergheimet dem Vater zur Seite stand, blieb mir nichts anderes übrig, als bei einer kinderlosen Tante im Dorf als Bauernknecht zu dienen. Gewiss meinten sie es gut mit mir. Ich war aber unglücklich und litt auch sehr unter Heimweh. Sollte das nun mein zugeteiltes Lebenslos sein? Vier Jahre hielt ich es an dieser Stelle aus. Da starb unser Vater plötzlich im Alter von 50 Jahren an einer

schweren Krankheit. Aus diesem Grunde war es meine Pflicht, wieder heimzukehren um Mutter und Bruder zu helfen. Zehn schöne Jahre durften wir noch miteinander verleben. Dann starb auch die gute Mutter, und mein Bruder heiratete. Schwer war für mich der Abschied vom geliebten Vaterhaus. Ich liebte die Natur und die Tiere, mochte aber nicht Bauer werden. Zufällig fand ich in Zürich eine Stelle in einer Malerwerkstatt. Nebenbei besuchte ich Abendkurse in der Kunstgewerbeschule, womit ich meinem ersehnten Ziel etwas näher kam.

---

Bis 1948 verbrachte er also seine Wanderjahre, mit dem längsten Aufenthalt in Zürich. Jahre zuvor hatte er eine Saisonstelle als Portier in Braunwald und eine als Hausbursche in St. Gallen am Institut Rosenberg. Von letztgenannter Anstellung machte er sich ohne Abmeldung klammheimlich aus dem Staube, in dem er vortäuschend, anstelle eines Gästekoffers, sein eigener voll gepackt auf den Bahnhof trug. Der Grund war der, dass er mitbekommen hatte, dass sein Bruder infolge der Kriegsmobilmachung in den Aktivdienst einrücken musste und er seiner Mutter und Schwester zu Hause beistehen wollte. Vermutlich war da auch Heimweh im Spiel.

1949, nachdem er nach Elm zurückgekehrt war, heiratete er Anna Rhyner, welche hier als Arbeitslehrerin tätig war. 1954 / 55 erbaute er, mit tatkräftiger Unterstützung seines Bruders Christof, im Untergässli ein eigenes Haus, in welchem das Paar von nun an wohnte und sich in ihrer Arbeit ergänzte. Nebst diversen Nebenbeschäftigungen als Maler, Schreiner oder Coiffeur engagierte er sich als Hausmann, da seine Frau ja eine feste Anstellung hatte. Von da und dort brachte ihm zu jener Zeit diese Arbeitsteilung, welche heute gang und gäbe ist, wenig Anerkennung, ja sogar hie und da spöttische Bemerkungen ein. Diese Umstände haben es ihm aber auch ermöglicht, sich seiner grossen Leidenschaft, dem Kunstmalen zu widmen. Verschiedenartig, vom Bleistift über Pastell bis zu Ölfarbe waren die Materialien, die er dazu verwendete. Noch differenzierter aber waren seine Themen und Motive, die er dabei aufgriff und auf die Leinwand brachte. Bekannt sind seine Landschaften, der Hausstock in mehreren Variationen und Stimmungen, farbige Blumenbilder, Portraits, Sagen, historische Ereignisse wie das Suworow-Lager oder bekannte Szenen aus der biblischen Geschichte. In der Abgeschlossenheit seiner eigenen Welt hat er sich seinen eigenen Stil entwickelt, mit welchem er nicht immer und überall auf Verständnis gestossen ist, was in der Kunst ja auch nicht normal wäre. Einmal liebliche Farben und einfache Formen, plötzlich wieder Schräges und Wildes, wie ihn Kunstbeflissene kommentierten, haben oft sein inneres Gemüt wiedergeben. Seine Bilder haben den Weg in verschiedene Häuser, Kirchen und Stätten im In- und Ausland gefunden. Bei verschiedenen Ausstellungen im Kunsthaus Glarus, in privaten Galerien, aber auch in Zürich, Basel und in Stuttgart, hatte er Gelegenheit, seine Werke zu präsentieren und teils zu verkaufen, was ihm jeweils grosse Genugtuung schenkte. Auch die freundschaftlichen Kontakte mit anderen Künstlern wie Christine Gallati und Christian Oeler haben ihn immer neu motiviert. 1999 hielt er als 85-jähriger seine letzte grössere Ausstellung im Alters- und Pflegeheim in Elm. Nebst dem Malen war auch seine schriftstellerische Begabung bekannt. Artikel über verschiedene Themen und Weltanschauungen sowie viele treffende Nachrufe verstorbener Mitmenschen,

stammten aus seiner Feder. Selbst am meisten bedrückt hat in wohl der Nachruf für seine 1967, mit 46 Jahren jung verstorbene, geliebte Schwester Verena.

Mit zunehmendem Alter hat sich bei Jakob Schneider die Parkinsonsche Krankheit, die in befallen hatte, immer stärker bemerkbar gemacht. Folglich wurde das Malen und Schreiben immer schwieriger und in den letzten Jahren gar unmöglich gemacht. Viele frohe Stunden hat er im Kreise seiner Freunde und Leidensgenossen der Parkinson-Gruppe Glarnerland verbracht. Am 19. März 1996 musste er von seiner Frau Anna für immer Abschied nehmen. Danach sah er sich gezwungen, seinen Haushalt im Untergässli aufzugeben, und auch wie zuvor seine Frau, ins Alters- und Pflegeheim Elm zu ziehen, um dort den Lebensabend zu verbringen. Möglichst viele seiner Bilder und solche anderer Künstler und dazu verschiedenartige Reliquien nahm er dorthin mit und belegte damit seine Zimmerwände annähernd flächendeckend, um sich in seiner neuen, eingeengten Umgebung wohl zu fühlen. Gerne empfing er in seinem so eingerichteten Atelier Besuch von Freunden und Verwandten. Mit den Jahren verschlechterte sich sein Gesundheitszustand zusehends. So war er in den letzten zwei Jahren an den Rollstuhl gebunden und immer mehr auf die umsorgte Pflege des Personals angewiesen. Noch im letzten Sommer, am 17. Juni durfte er seinen neunzigsten Geburtstag feiern. Er war stolz und froh, trotz seiner Beschwerden, dieses hohe Alter erreicht zu haben. Danach schien es, als hätte er sein Ziel erreicht und langsam genug vom irdischen Dasein. Eine weitere erschwerte Phase seines Krankheitszustandes stellte sich ein. Am frühen Morgen des 22. Oktobers durfte er für immer, von seinen Beschwerden erlöst, in seinem dekorierten Zimmer friedlich einschlafen. Gott schenke ihm Frieden.